

Zwischen „liberal“ und „ultramontan“ Friedrich Schneider und der Katholizismus seiner Zeit

Claus Arnold

„Es ist die klarste und präziseste katholische Dogmatik, die mir in die Hand gekommen ist. [...] Der thomistisch-vaticanische Charakter des Werkes verräth sich in der Ausmerzung aller Anklänge an moderne Philosophie aus der von der Dogmatik anzuerkennenden natürlichen Theologie, in dem beständigen Rekurs auf Entscheidungen des Thomas [von Aquin] und des Vaticanums und in der völlig scrupellosen, spielend siegreichen Behandlung historischer Dinge [...] Von einem inneren Kampfe mit den Problemen des modernen Menschen ist nicht das leiseste zu fühlen.“¹

So charakterisierte der führende Kulturprotestant Ernst Troeltsch vor fast genau hundert Jahren das Lehrbuch der katholischen Dogmatik des Mainzer Domdekans Johann Baptist Heinrich², das ihm offensichtlich nicht gefiel, ihn aber gleichwohl durch seine Konsequenz beeindruckte. Troeltsch beschwor hier eine vermeintliche Sonderwelt herauf, ein von den intellektuellen Bewegungen einer feindlichen Moderne bewusst abgeschlossenes „katholisches Milieu“³. Tatsächlich war nicht nur

- 1 Ernst TROELTSCH, Rezension zu Johann B. Heinrich, Lehrbuch der Dogmatik. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Philipp Huppert, Mainz 1900. In: Ernst Troeltsch, Rezensionen und Kritiken (1901–1914), hg. von Friedrich Wilhelm Graf in Zusammenarbeit mit Gabriele von Bassermann-Jordan (= Kritische Gesamtausgabe 4). Berlin, New York 2004, S. 168–170, hier 169. – Der Herausgeber des Lehrbuchs, der Mainzer Diözesanpriester Dr. Philipp Huppert (1857–1906), war zuletzt Redakteur bei der Kölnischen Volkszeitung und mit Friedrich Schneider gut bekannt; Claus ARNOLD, Katholizismus als Kulturmacht. Der Freiburger Theologe Joseph Sauer (1872–1949) und das Erbe des Franz Xaver Kraus (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte Reihe B 86). Paderborn 1999, S. 78, 80, 159f.
- 2 Über ihn Peter WALTER, Johann Baptist Heinrich (1816–1891). Ein Mainzer Theologe im Spannungsfeld seiner Epoche. In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 44 (1992) S. 201–215; DERS., Johann Baptist Heinrich als dogmatischer Theologe. In: Sentire cum Ecclesia. Homenaje al padre Karl Josef Becker SJ, hg. von Enrique Benavent Vidal und Ilaria Morali (= Facultad de Teología San Vicente Ferrer. Series Valentina XLIX). Valencia 2003, S. 113–133.
- 3 Zum Stand der mittlerweile sehr differenzierten Milieutheorie, die zumal in theologiegeschichtlicher Hinsicht keine pauschalisierenden Aussagen über den deutschen Katholizismus mehr stützen kann: ARBEITSKREIS FÜR KIRCHLICHE ZEITGESCHICHTE, Konfession und Cleavages im 19. Jahrhundert. Ein Erklärungsmodell zur regionalen Entstehung des katholischen Milieus in Deutschland. In: Historisches Jahrbuch 120 (2000) S. 358–395. Bedeutsame Relativierungen der Theorie

Heinrich, sondern waren auch die anderen Theologen des sogenannten zweiten Mainzer Kreises, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hier am Priesterseminar wirkte, als Vorkämpfer strenger Kirchlichkeit bekannt.⁴ Heinrich und seine Kollegen Adam Franz Lennig, Christoph Moufang, Kaspar Riffel und Heinrich Brück, man nannte und nennt sie „Ultramontane“, weil sie sich Orientierung von dem Blick über die Alpen nach Rom versprachen und den modernen philosophischen und theologischen Ansätzen die ewige Philosophie und Theologie des Mittelalters, vor allem des Thomas von Aquin, entgegenhielten. Das taten sie übrigens mit durchaus modernen publizistischen Mitteln, in ihrer Zeitschrift „Der Katholik“ und in ihrer Zeitung, dem „Mainzer Journal“. (Ihr geistiger Horizont war im Übrigen wesentlich weiter, als die Äußerungen von Troeltsch es annehmen lassen würden.)

Ein kurzer Blick auf die Würdigung von Friedrich Schneider an seinem Lebensende scheint ein anderes Bild zu ergeben: In der monumentalen Festschrift für Schneider von 1907⁵ versammelten sich Katholiken und Protestanten gleichermaßen. Sie kamen aus Deutschland, England, Frankreich und der Schweiz und waren Vertreter kirchlicher wie staatlicher Eliten, zu letzteren zählte etwa Wilhelm Bode, der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat und Generaldirektor der königlichen Museen in Berlin. Friedrich Schneider war am Ende seines Lebens tatsächlich ein Mainzer Kulturprälat, den nicht nur die Kaiserin Friedrich, die Mutter Wilhelm II., immer wieder zu sich rief, sondern der im kulturellen Establishment des Deutschen Kaiserreiches, sei es als Mitglied des Gelehrtenausschusses des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg oder des Deutschen Archäologischen Institutes, eine bedeutende Rolle spielte. Haben wir also einen liberalen und gesellschaftsgängigen Kirchenmann vor uns, der aus einem strengkirchlich-abgeschlossenen, einem ultramontanen Milieu herausragte bzw. herausfiel? So einfach, so schwarz-weiß-malerisch liegen die Dinge nicht. Denn Schneider hatte genau bei jenem Johann Baptist Heinrich sein Theologiestudium absolviert, den Troeltsch in seiner Rezension abkanzelte. Schneider blieb Heinrich bis zu dessen Tode verbunden; er war für seinen Lehrer der „liebe alte Fritz“⁶. Etwas

für den hier interessierenden Zeitraum bei Christopher DOWE, Auch Bildungsbürger. Katholische Studierende und Akademiker im Kaiserreich (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 171). Göttingen 2006. Vgl. Andreas HOLZEM, Das katholische Milieu und das Problem der Integration. Kaiserreich, Kultur und Konfession um 1900. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 21 (2002) S. 13–39.

- 4 Vgl. Peter WALTER, Theologie im 19. und 20. Jahrhundert. In: Handbuch der Mainzer Kirchengeschichte, 3/2: Neuzeit und Moderne, hg. von Friedhelm Jürgensmeier (= Beiträge zur Mainzer Kirchengeschichte 4). Würzburg 2002, S. 1419–1433. – Zu den unten angesprochenen Ereignissen der Mainzer Kirchengeschichte (Kulturkampf. etc.) siehe allgemein dieses Handbuch.
- 5 Studien aus Kunst und Geschichte. Friedrich Schneider zum siebzigsten Geburtstag gewidmet von seinen Freunden und Verehrern, [hg. von Joseph SAUER]. Freiburg i. Br. 1906.
- 6 Johann Baptist Heinrich an Friedrich Schneider, 17. September 1888; Dom- und Diözesanarchiv Mainz (DDAMz), Nachlass Schneider.



Abb. 2:
Eifriger Briefschreiber: Friedrich Schneider



Abb. 3:
Gute Beziehungen: Kaiserin Friedrich im Jahr 1900 in Schloss Friedrichshof, Kronberg

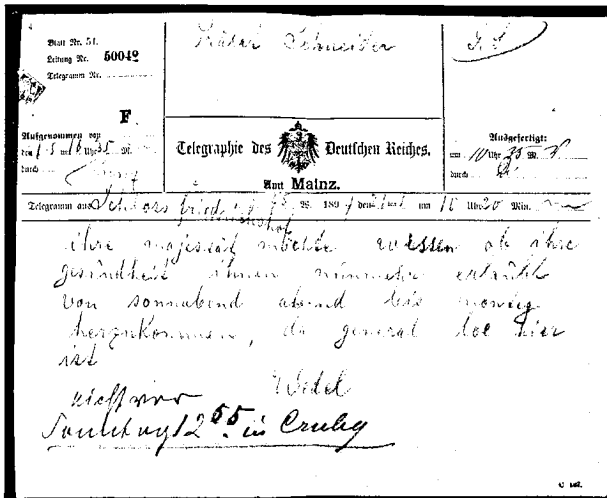


Abb. 4: Eines der Telegramme von Kaiserin Friedrich aus Schloss Friedrichshof an Friedrich Schneider aus dem Jahr 1897: „ihre majestät möchte wissen ob ihre gesundheit ihnen nunmehr erlaubt von sonnabend abend bis montag herzukommen ...“

abstrakter formuliert: Schneider war kein in der Wolle gefärbter Liberaler, sondern eher ein Post-Ultramontaner.⁷ Sein Leben ist damit ein Musterbeispiel für die Prozesse der Differenzierung und Polarisierung, die der strengkirchlich geprägte deutsche Katholizismus zwischen 1860 und 1900 durchleben musste.⁸ Über die kontingenten Seiten seines Einzelschicksals hinaus illustriert es entscheidende Konfliktlagen im deutschen Katholizismus des 19. Jahrhunderts. Schneiders Vita soll hier vor diesem Hintergrund skizziert und gewissermaßen ein katholizismusgeschichtliches Koordinatensystem für ihr Verständnis angeboten werden. Die zahlreichen Zitate Schneiders sind zum größeren Teil neu aus dem Nachlass Martin Spahn im Bundesarchiv Koblenz⁹ erhoben und lassen Schneider auf vielleicht unerwartete Weise selbst zu Wort kommen. Sie illustrieren und ergänzen insofern das lebendige Bild, das Anton Philipp Brück in zahlreichen Beiträgen von Friedrich Schneider gezeichnet hat und das auch hier wegweisend war.¹⁰

Ultramontane Prägung

Friedrich Schneider gehörte mit dem Geburtsjahrgang 1836 zu einer neuen Generation im katholischen Klerus, die meist nicht mehr von der katholischen Aufklärung und ihrer konfessionellen Irenik bestimmt war, sondern von strengkirchlicher Profilbildung. Solche generationsabhängigen Mentalitätswechsel im Klerus gibt es immer wieder: Im 20. Jahrhundert bewirkte beispielsweise der Einfluss der Jugendbewegung und der liturgischen Bewegung einen tiefen Einschnitt nach 1918. Als Schneider 1855 in das Mainzer Seminar eintrat, war es erst vier Jahre her, dass Bischof Ketteler seine Theologen von der katholisch-theologischen Fakultät Gießen abgezogen und

-
- 7 Zur Problematik u. a. Hubert WOLF, *Deutsche Altultramontane als Liberale? Neun Briefe Johannes von Kuhns an Ignaz von Döllinger aus den 1860er Jahren*. In: *Zeitschrift für Neuere Theologiegeschichte* 6 (1999) S. 264–286.
 - 8 Zu diesem weiten Feld siehe zahlreiche Beiträge von Rudolf Reinhardt, Herman H. Schwedt, Christoph Weber, Otto Weiß und Hubert Wolf.
 - 9 Edgar BÜTTNER (Bearb.), *Nachlaß Martin Spahn. Bestand N 1324 (= Findbücher zu Beständen des Bundesarchivs 41)*. Koblenz 1993.
 - 10 Grundlegend: Anton Philipp BRÜCK, *Friedrich Schneider (1836–1907). Ein Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts*. In: *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte* 9 (1957) S. 166–194, hiernach im Folgenden, wenn nicht anders nachgewiesen, die Grunddaten zu Schneider; vgl. auch DERS., *Der Mainzer Domherr Friedrich Schneider und die Trierer kirchliche Kunst- und Denkmalpflege in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. In: *Festschrift für Alois Thomas. Archäologische, kirchen- und kunsthistorische Beiträge*. Trier 1967, S. 69–83; DERS., *Briefe des Bonner Kirchenhistorikers Heinrich Schrörs an den Mainzer Prälaten Friedrich Schneider*. In: *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein* 174 (1972) S. 162–197.

so deren Ende herbeigeführt hatte.¹¹ Das Mainzer Seminar stieg in der Folge nicht nur zum Vorreiter einer erneuerten Scholastik in Deutschland auf, es stand auch für ein bestimmtes Modell von Theologie und Wissenschaft überhaupt: Nach der Überzeugung Kettelers und des zweiten Mainzer Kreises war die liberale Staatsuniversität ein Ort der geistig-sittlichen Gefährdung; Theologen gehörten deshalb ins bischöfliche Seminar und katholische Laien an eine katholische Universität, wo sie vor weltanschaulichen Abirrungen sicher sein konnten. Der Streit um die Seminarerziehung des Klerus und um die Gründung einer katholischen Universität führte in den 1860er Jahren zu Differenzen innerhalb des deutschen Katholizismus. Die durchaus kirchlich gesonnenen Tübinger Theologen Johann Ev. Kuhn und Carl Joseph Hefele traten etwa für die Staatsuniversität ein, weil die meisten universitären Fächer ohne konfessionelle Vorzeichen zu behandeln seien.¹² Friedrich Schneider, der nach einer kurzen Kaplanszeit als Assistent und dann als Dozent für Liturgie und Kunstgeschichte an das Seminar zurückgekehrt war, lag dagegen ganz auf der Mainzer Linie. Zusammen mit den anderen Mainzer Seminardozenten protestierte er 1874 gegen die Pläne der Darmstädter Regierung, die Gießener Fakultät wieder zu errichten und an die Stelle des im Kulturkampf geschlossenen Mainzer Seminars zu setzen.¹³ Im Katholik propagierte Schneider im selben Jahr die Pläne Kardinal Mannings¹⁴ zur Gründung einer katholischen Universität in England als vorbildlich für Deutschland: Die „katholische Wissenschaft“ müsse auch hier an die Stelle des gottlosen Materialismus treten, der an den Staatsuniversitäten gelehrt werde.¹⁵

Schneider zeigte sich auch sonst als typisch strengkirchlicher Theologe, der über die Sakristei hinaus an der gesellschaftlichen Mobilisierung der Katholiken mitwirken wollte. Von 1862 bis 1864 stand er dem Mainzer katholischen Gesellenverein vor und war bis 1867 Diözesanpräses der verschiedenen Vereine im Bistum Mainz. Auch in seiner Frömmigkeitshaltung war er damals typisch ultramontan: Bereits 1873 reiste er nach Lourdes und berichtete den Lesern des Katholik eindringlich von diesem Ort, der für ihn geheiligt war durch die Zeichen der Gnade und die Gebete von so

11 Vgl. Uwe SCHARFENECKER, Die Katholisch-Theologische Fakultät Gießen (1830–1859). Ereignisse, Strukturen, Personen (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte Reihe B 81). Paderborn 1998.

12 Vgl. Hubert WOLF, Priesterausbildung zwischen Universität und Seminar. Zur Auslegungsgeschichte des Trienter Seminardekrets. In: Römische Quartalschrift 88 (1993) S. 218–236.

13 SCHARFENECKER, Gießen (wie Anm. 11), S. 349.

14 Vgl. David NEWSOME, The Convert Cardinals: John Henry Newman and Henry Edward Manning. London 1993.

15 Die neue Anstalt für die höheren katholischen Studien in England. In: Der Katholik 54 (1874) S. 745–761, hier S. 757. – Vgl. auch Schneiders Bericht im Mainzer Journal vom 20. Dezember 1878 über die Eröffnung der katholischen Universität Angers; hier verweist er auf Mannings Aussage: „haben wir wieder eine katholische Jugend, so wird es auch an Bekennern und Verteidigern der Kirche im öffentlichen Leben nicht fehlen“.

viel Tausenden.¹⁶ Er zündete drei große Kerzen an, von denen eine die Bitte an Maria trug: „Protege urbem et diocesim Moguntinam“.

Schneiders damaliger Haltung entsprach auch seine bruchlose kirchliche Einbindung als Assistent, dann Dozent am Priesterseminar und als Dompräbendat. Als solcher assistierte er oft Bischof Ketteler auf dessen Firmreisen. Mit Johann Baptist Heinrich verband ihn ein herzliches Verhältnis, der Kirchenhistoriker Heinrich Brück war mit Schneiders ganzer Familie befreundet, mit dem Philosophen und späteren Bischof Paul Leopold Haffner stand er ebenfalls gut und auch zu Regens Moufang pflegte er freundlichen Kontakt.¹⁷ Schneider hat in einem Brief von 1899 die Verwiesenheit von Bischof Ketteler auf diesen Mainzer Kreis betont und dabei die Ketteler-Biographie des Jesuiten Otto Pfülf¹⁸ kritisiert: *Dann aber sind die Lennig, Heinrich, Moufang, Rieffel so eminente Faktoren an sich und im Zusammenstehen mit Ketteler, dass Ketteler erst auf diesem Unterbau zu seiner Bedeutung gelangte. Selbst war K. durchaus nicht organisatorisch angelegt: die geschickte Hand war in erster Linie Lennig, der ideale Punkt im Mainzer Kreis; Moufang war treibend, politisch wegsam, fndig, dabei schwer verträglich, etwas „Macher“; Heinrich der Idealist, Feuergeist, dann wieder bis zur Furchtsamkeit vorsichtig, redaktionell von eminentem Geschick, den Bischof verehrend, doch auch wieder überschauend und mäßigend, ihm ergeben quand même und ihn schließlich beherrschend im Sinne der Zurückhaltung. – Auch der alte Janssen ist nicht zu vergessen, wiewohl er als großdeutsch, und österreichisch gesinnt und Preußen abgeneigt, dem B.K. viel Missvergnügen verursachte. Von allem dem weiß Pfülf nichts oder aber unterdrückt es. Es soll Ketteler, am wenigsten von mir, (kein) Abtrag geschehen, aber er wurde nicht der Mann, wenn er in diesen Kreis nicht eintrat.*¹⁹

Nicht zuletzt stand Schneider auf dem Gebiet, das sein ureigenstes Interesse beanspruchen durfte und das er sich autodidaktisch erarbeitet hatte, nämlich der Kunstgeschichte, fest auf dem Boden der gängigen strengkirchlichen Auffassungen. So wie in der Theologie und Philosophie die mittelalterliche Scholastik, allen voran Thomas von Aquin, das Ideal katholischen Denkens darstellte, so galt die Gotik

16 Lourdes. In: Der Katholik 53 (1873) S. 495–502. Schneider bietet auch eine exakte Beschreibung von Natur und Baulichkeiten. Vgl. außerdem ebd., S. 502: „Ich empfahl aus innigster Seele dem Schutze Unserer Lieben Frau von Lourdes die Anliegen der Kirche und unseres deutschen Vaterlandes, unser liebes Mainz, alle Freunde und Bekannten“. Zum Kontext: Andreas J. KOTULLA, „Nach Lourdes!“ Der französische Marienwallfahrtsort und die Katholiken im Deutschen Kaiserreich (1871–1914). München 2006.

17 Dazu die Briefwechsel im Nachlass Schneider im DDAMz.

18 Otto PFÜLF, Bischof von Ketteler (1811–1877). Eine geschichtliche Darstellung, 3 Bde. Mainz 1899. Zur Kritik von Martin Spahn an Pfülfs Werk, die Schneider mit inspiriert hatte, vgl. Christoph WEBER, Der „Fall Spahn“ (1901). Rom 1980, S. 61, 85 und 113. – Über Pfülf, der 1913/14 als Spiritual am Mainzer Seminar wirkte: Augustinerstraße 34. 175 Jahre Bischöfliches Priesterseminar Mainz, hg. von Klaus REINHARDT. Eltville o.J. [1980], S. 276.

19 Friedrich Schneider an Martin Spahn, 8. September 1899; Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Spahn, N 1324/005.

(und bestenfalls noch die Romanik) als der einzig kirchlich korrekte Baustil. Der Frankfurter katholische Historiker Johannes Janssen und der Zentrumspolitiker August Reichensperger waren prominente Vertreter solchen Denkens, das sich landauf landab im Bau neugotischer und neuromanischer Kirchen Bahn brach (In Mainz ist vor allem das kriegszerstörte St. Bonifatius zu nennen, an dessen Planung Schneider mitwirkte). In der Zeitschrift *Kirchenschmuck* beklagte Schneider zum Beispiel im Jahr 1866, die Renaissance und ihr Klassizismus hätten in Deutschland die volksnahe Harmonie einer germanisch inkulturierten Romanik und Gotik zerstört und die gewissermaßen volksfremde italienisch-antikisierende Kunst nach Deutschland gebracht, so dass Kunst und Handwerk auseinander gefallen seien und die Kunst zu einem Monopol der Gelehrten und Vornehmen geriet. In romantischer Entrüstung brandmarkte Schneider diese gewaltsame Trennung als Kennzeichen der modernen Kulturgeschichte, als „ein tiefverwurzeltes Übel, welches in seiner Entwicklung auf den verschiedensten Gebieten ebenso eigenthümliche als traurige Krankheitserscheinungen zu Tage gefördert hat. Sie alle datiren bis in jene Tage zurück, wo das Heer der Gelehrten in geistigem Uebermuth die Quellen des lebendigen Wassers verließ und in dem wieder erweckten Heidentum alles Heil verkündete. Der nimmer rastenden Neuerungssucht kamen die mit einseitiger Vorliebe gepflegten classischen Studien höchst erwünscht, um auf allen Gebieten mit den heimischen Traditionen zu brechen“²⁰.

Die Wende

Fragen der Kunst sind nicht unpolitisch und haben bis heute oft eine dezidiert theologisch-kirchenpolitische Dimension. Deshalb war es auch keine *Petitesse*, als Schneider 1888/89 vor einer größeren Gesellschaft im Mainzer bischöflichen Palais und anschließend mit einem offenen Brief über „Gothik und Kunst“ auf Distanz zur Kunstauffassung von Johannes Janssen ging.²¹ Schneider verabschiedete sich damit von der Auffassung, dass die Gotik deutsch, katholisch und päpstlich, die Renaissance dagegen welsch, undeutsch, antik-heidnisch gewesen sei. Die zentralen Passagen lauten: „dass keineswegs das Bekenntnis des gothischen Kunstkatechismus mit kirchlicher Rechtgläubigkeit und Correktheit als gleichbedeutend zu nehmen ist, und dass es ebenso unsachlich als nachtheilig ist, von katholischer Seite eine Trennung auf dem Gebiete des Kunstlebens herbeizuführen, an welche seither kein Mensch dachte, die absolut nicht im Geist der katholischen Kirche liegt und durch das Verhalten der kirchlichen Autorität thatsächlich verurtheilt ist. [...] So hoch steht

20 Kunst und Handwerk. In: *Kirchenschmuck* 19.II (1866) S. 33–36, hier 33.

21 Vgl. Anton Ph. BRÜCK, Briefe von Johannes Janssen (1829–1891) an Friedrich Schneider (1836–1907) in Mainz und ihre Auseinandersetzung um „Gotik und Kunst“. In: *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte* 25 (1973) S. 261–296.

denn doch deutsches Wesen nicht, dass es aus der Berührung mit der italienischen Kunst nur Nachtheil zu erfahren gehabt hätte. [...] Die Kunst des 16., 17. und 18. Jahrhundert ist nicht minder hochstehend, ehrwürdig und befruchtend gewesen, als Glaube, Ascese und Wissenschaft jener Zeiten, die wahrlich die Kirche nach allen Richtungen als die Quelle des Segens erscheinen lassen. [...] Nachdem der Abfall [gemeint ist die Reformation] unter den Wölbungen der gotischen Kirchen gepredigt worden, hat die Welt in einer tief greifenden Einkehr unter den Hallen der Bauten der Renaissance und des Barock in der Liebe zur Kirche sich wieder gefunden; insbesondere ist ein großer Theil von Deutschland in den mächtigen Neubauten jener Zeit zur Glaubenseinheit und zu einem Leben der Frömmigkeit zurückgekehrt, das vorausgegangenen wie nachfolgenden Zeiten als Muster dienen kann.“²²

Schneiders Neubewertung von Renaissance und Barock hatte sicher einen mächtigen Ansporn durch seine kunstgeschichtliche und denkmalpflegerische Arbeit in Mainz erhalten, das an Bauten und Bildwerken dieser Epochen ja nicht arm war; schon 1876 befand er etwa die Kreuzigungsgruppe Backoffens bei Sankt Ignaz für „großartig“²³. Die Kontroverse mit Janssen und Reichensperger markierte dennoch auch eine Öffnung bzw. einen gewissen Bruch in seiner ultramontanen Mentalität – ohne dass für Schneider damit seine Kirchlichkeit eingeschränkt gewesen wäre. An seinen jungen Freund und Schützling Martin Spahn schrieb er 1896 rückblickend: *Seit etwa 15 Jahren bin ich nun für eine objektive Würdigung der neueren Kunst in Wort und That thätig und habe die Freude darin einen Kreis gleichgesinnter jüngerer Freunde um mich geschart zu sehen. Ich bin dabei (ganz selbstverständlich) dem Mittelalter in seinen großen Erscheinungen zugethan, wie es Einer nur sein kann. Nur vermag ich nicht darin das „Goldene Zeitalter“ zu sehen, wohl aber, mit einem starken Ausdruck, „die Flegeljahre der christlich-abendländischen Menschheit“. Ich habe mich in dieser Richtung vor 5 Jahren, gegenüber von Janssen-Reichensperger, in dem krit. Brief ausgesprochen, der von der „Partei“ als Fehdehandschuh aufgefaßt wurde. Heute bin ich wohl gerechtfertigt, und die blinde Wuth der Leute, die es anging, erscheint als Paroxismus. Aber der Groll ist noch nicht verraucht; er wirkt noch immer nach und daher auch, mehr oder weniger, die bekannten Invectiven.*²⁴

Schneiders unbefangene Denkweise, sein Aufsprengen ultramontaner Geschichtsbilder hatte sich schon 1875 in einem Beitrag für den Katholik abgezeichnet, wo er am Beispiel der oft wunderhaften Rettung und Unversehrtheit der Märtyrerleiber in den Heiligenlegenden eine fast religionsgeschichtlich anmutende Herleitung der

22 Gothik und Kunst. Brief an einen Freund. Mainz 1889, S. 4, 7 und 9.

23 Künstler und Kunstwerke der Renaissance in Mainz. In: Darmstädter Zeitung 1876, Nr. 15–17, hier Nr. 17.

24 Friedrich Schneider an Martin Spahn, 2. Dezember 1896; Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Spahn, N 1324/005.

altkirchlichen Vorstellungen in diesem Bereich geboten hatte.²⁵ Vor allem aber hatte sich seine Position in Mainz in den 1870er und 1880er Jahren kirchenpolitisch langsam gewandelt. Während die Kulturkampfmaßnahmen ab 1875 auch Mainz trafen und zur Schließung des Seminars führten, und Schneider selbst keinerlei Sympathie für Bismarck empfand, konnte er doch über seine kunst- und denkmalpflegerische Arbeit gute Kontakte zur staatlichen Seite aufrecht erhalten. 1879 organisierte er eine die bildlichen Darstellungen der Stadt Mainz umfassende Ausstellung, die ihm den hessischen Ludwigsorden II. Klasse eintrug, und 1880 erschien der von ihm herausgegebene Band der Baudenkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden, an den sich der preußische Kronenorden III. Klasse anschloss. Schon seit 1876 stand Schneider in Kontakt mit dem preußischen Kronprinzenpaar. Der ursprünglich großdeutsch, also pro-österreichisch empfindende Schneider hatte sich zumal nach seinem Sanitätseinsatz im deutsch-französischen Krieg von 1870/71, für den er das preußische Ehrenzeichen erhielt, emotional für das kleindeutsche Reich erwärmt und galt nun in Darmstadt wie in Berlin als zwar vollkirchlicher, aber politisch gemäßigter Geistlicher. Wie der Freiburger Kirchenhistoriker Franz Xaver Kraus²⁶, an dessen Werk über die Inschriften der Rheinlande Schneider mitarbeitete, genoss er so den zweifelhaften Ruhm eines gouvernemental gesinnten Kirchenmannes. Das trug ihm nun das Misstrauen des Bistumsverwesers Moufang ein, der in Rom einen hessischen Listenvorschlag für die Wiederbesetzung des Mainzer Stuhles zu Fall brachte, auf dem auch Schneiders Name gestanden hatte. Auch ein Mainzer Kanonikat kam für Schneider nicht in Frage, Hoffnungen auf ein Kanonikat in Preußen zerschlugen sich. Den schließlichen Durchmarsch seines Dozentenkollegen Haffner auf den Mainzer Stuhl hat Schneider später in einem Memorandum recht kritisch

25 Die christlichen Märtyrer und die Strafen zur Vernichtung des Leibes. In: *Der Katholik* 55 (1875) S. 395–406. Schneider berichtet hier über einen Beitrag von Edmond Le Blant (1818–1897), dem späteren Direktor der *Ecole française* in Rom, aus der *Revue archéologique* 15, 9. September 1874. – Le Blant erklärt die wunderhafte Rettung und Unversehrtheit der Leiber der Märtyrer von heidnischen Vorstellungen her. Vgl. ebd., S. 406: „Sagenhaft in manchen Fällen, aber auch vielfach bezeugt in Quellen ersten Ranges sind die zahlreichen Erzählungen von dem unmittelbaren Eingreifen Gottes bloß solchen Straffarten gegenüber, welche auf gänzliche Vernichtung des Körpers abzielten, gewiß ebenso viele Beiträge zur Geschichte des alten Irrthums, als Beweise für das Bestreben der Kirche, die Christen von den seltsamen Schreckbildern zu befreien, welche aus vergangenen Zeiten sich fortgeerbt hatten.“ – Zur Problematik: Christoph WEBER, *Kirchengeschichte, Zensur und Selbstzensur. Ungeschriebene, ungedruckte und verschollene Werke vorwiegend liberal-katholischer Kirchenhistoriker aus der Epoche 1860–1914* (= Kölner Veröffentlichungen zur Religionsgeschichte 4). Köln 1984.

26 Zum Verhältnis Kraus – Schneider vgl. Franz Xaver KRAUS, *Tagebücher*, hg. von Hubert SCHIEL. Köln 1957, Reg. (ad vocem). – Keine Hinweise bei Michael GRAF, *Liberaler Katholik – Reformkatholik – Modernist? Franz Xaver Kraus (1840–1901) zwischen Kulturkampf und Modernismuskrise*. Münster 2003.

REVERENDISSIMO · ET · CLARISSIMO · DOMINO
FRIDERICO · SCHNEIDER
AVREAE · MOGVNTIAE · DECORI · ET · ORNAMENTO
QVI · HVIVS · INSCRIPTIONVM · CHRISTIANARVM
EDITIONIS
INITIA · FOVIT
INCREMENTA · ADIVVIT
CONCLVSIONEM · LAETO · ANIMO · SALVTAVIT
HOC · SVI · OPERIS · EXEMPLAR
FIDEI · ET · AMICITIAE · TESTEM · EXTARE · VOLVIT
FRANCISCVS · XAVERIVS · KRAVS
MDCCLXXXIII
IN · DIE · NATALI · DOMINI



Abb. 5 und 6: Dankeswidmung (1893) von Franz Xaver Kraus (rechts) an Friedrich Schneider für dessen Mitarbeit am Werk „Christliche Inschriften der Rheinlande (1890–1894)

Abb. 7 und 8: Die von Friedrich Schneider geförderten Nachwuchshistoriker Martin Spahn (links, 1933) und Joseph Sauer (rechts, um 1905)



beleuchtet.²⁷ Haffner machte ihn 1888 wenigstens zum Geistlichen Rat und 1890 auf Drängen der Regierung zum Ehrendomherr, bis er schließlich 1891 endlich ins Domkapitel gewählt wurde. Nach all dem nahm Schneider nun eher eine Außenseiterposition in Kapitel und Diözese ein.²⁸ Diese manifestierte sich zum Beispiel nach dem Tode Haffners bei der Wahl von Heinrich Brück zum Kapitularvikar und dann zum Bischof. Schneider versuchte hier u.a. dem Kapitel und den führenden Mainzer Katholiken erfolglos einen Listenvorschlag des erst 29-jährigen Prinzen Max von Sachsen auszureden: Man erhoffe sich wohl, dass der Prinzbischof dann wie zu alten kurfürstlichen Zeiten sechsspännig über die Große Bleiche fahren würde. Schneider erreichte dann beim Großherzog persönlich die Streichung des Prinzen als „minder genehmen“ Kandidaten.²⁹ Wie sehr Schneider von staatlicher Seite geschätzt wurde, hatte sich 1893 gezeigt, als er die Ausführung des Jubiläumsgeschenkes von Kaiser Wilhelm II. für Papst Leo XIII. leiten durfte – es ging um einen kostbaren Bischofsring, der nach seinen Entwürfen gefertigt wurde (Abb. 68).

Schneider im Kontext des deutschen Reformkatholizismus

Schneiders kirchliche Spielräume in Kapitel und Diözese waren trotz allen Einflusses in Darmstadt eng begrenzt. Obwohl er seine Tage nicht nur als päpstlicher Hausprälat, sondern sogar als Apostolischer Protonotar beschloss, hatte er insgesamt nicht die kirchliche Ästimation und Stellung erreicht, die ihm bei seinem Sachverstand und Verwaltungsgeschick vielleicht entsprochen hätte. Sehr betroffen war er zuletzt, als sein alter Freund Bischof Brück ihm 1903 auf kaltem Wege das Amt des Domkustos entzog. Er kompensierte all dies, indem er gezielt einen Kreis von jungen Nachwuchswissenschaftlern um sich scharte, die er tatkräftig förderte und in seinem Sinne prägte. In diesen Jungen wollte er fortleben. Neben seinem Verwandten, dem Staatswissenschaftler Christian Eckert, später Professor in Köln, Oberbürgermeister in Worms und Mitbegründer der neuen Universität Mainz, waren dies vor allem der katholische Historiker Martin Spahn und der Kirchen- und Kunsthistoriker Joseph Sauer.³⁰ Schneider baute gezielt ein wissenschaftliches Netzwerk auf, in dem der jungkatholische Nachwuchs sich gegenseitig stützen sollte: So schrieb er an Spahn:

27 Vgl. Friedrich SCHNEIDER, Typoskript „Die Kandidatur Haffner's für den bischöflichen Stuhl von Mainz“. Signiertes Exemplar im Nachlass Joseph Sauer, Universitätsarchiv Freiburg i. Br., C 67/358.

28 Vgl. den Beitrag von Hermann-Josef BRAUN in diesem Band.

29 Schneiders Niederschrift „Die Bischofswahl im Jahre 1899“ ist ausgewertet bei Ludwig LENHART, Dr. Heinrich Brück (1831–1903). Der Kirchenhistoriker auf dem Mainzer Bischofsstuhl (1900–1903). In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 15 (1963) S. 261–333, hier S. 295–306.

30 Vgl. zum Folgenden ARNOLD, Sauer (wie Anm. 1), S. 54–57.

*Ihr Brief an Sauer hat mich ungemein gefreut! Im Zusammenschluß liegt unsere Hoffnung! [...] Lassen wir die Möpse den Mond anbellern, wie die Fabel lehrt. Sorgen wir, dass wackere, gut beschlagene Gesinnungsgenossen allerorts sich zur Aufgabe rüsten! Es müssen die Streiter hinter allen Hecken auftauchen und, wie unsere Ulanen 70/71, von dem kommenden Gros der Armee Kenntnis geben. Keiner darf sich preisgeben, keiner allein sich beschießen lassen!*³¹ Schneiders Wohnung in der damaligen Pfaffengasse 22 (das noch erhaltene heutige Haus Pfaffengasse 2) wurde so zu einer wissenschaftlich-kirchenhistorischen Kontaktbörse, von der aus nicht nur ein weites Korrespondenznetz gepflegt wurde, sondern die auch als Treffpunkt diente, wo junge katholische Wissenschaftler älteren wie Ludwig Pastor, Franz Xaver Kraus und Paul Wilhelm Keppler begegnen konnten.

Mit den Namen der beiden „Jungen“ Spahn und Sauer verbanden sich auch inhaltliche theologisch-historische Positionen: Durch Spahn wollte Schneider einen neuen Typus katholischer Geschichtsschreibung fördern, die sich von ultramontanen Schablonen lösen sollte.³² Bei seinem Freund, dem Papsthistoriker Ludwig Pastor sah Schneider dieses Anliegen nur unzureichend verwirklicht; immerhin hielt er sich zugute, den III. Band von dessen Papstgeschichte über die Renaissancepäpste unbefangener gemacht zu haben, so dass gewissermaßen nun zwei Seelen in dem Bande schlügen.³³ Spahn sollte aber über Pastor hinaus gehen und vor allem die scharfe antiprottestantische Polemik der katholischen Reformationsgeschichtsschreibung überwinden. Das Mittel dazu sollte eine kritische Studie zum Begründer der katholischen Lutherpolemik, Johannes Cochläus, sein. Schneider instruierte Spahn ganz genau: *Strafen Sie die Roheit des Tones so hart wie möglich; es ist eine Rechtfertigung christlicher Sitte, die im Ausgang des Mittelalters überhaupt sehr gelitten hatte. Rohheit und Schlechtigkeit, Überschlagen in der Form und Unterbewerten des Gebots stehen im engsten Zusammenhang, so dass zum Schutz der Sache auch die Form behütet werden muß*³⁴. Hier sprach Schneider, dem die Wahrung der gesellschaftlichen Form im Umgang viel bedeutete, aus tiefstem Herzen. Er erhoffte sich auf diesem Wege eine

31 Friedrich Schneider an Martin Spahn, 15. Juni 1899; Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Spahn, N 1324/005.

32 Dazu grundlegend WEBER, Fall Spahn (wie Anm. 18) sowie Gabriele CLEMENS, Martin Spahn und der Rechtskatholizismus in der Weimarer Republik (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte Reihe B 37). Mainz 1983, S. 27–38; hier auch Hinweise zu Spahns weiterer Karriere, die ihn über die DNVP zur NSDAP führte. – Vgl. zur Problematik Claus ARNOLD, Konfessionalismus und katholische kirchenhistorische Forschung in Deutschland (1900–1965). In: Massimo Faggioli und Alberto Melloni (Hg.), *Religious Studies in the 20th Century. A Survey on Disciplines, Cultures and Questions*. International Colloquium Assisi 2003 (= Christianity and History 2). Münster 2006, S. 251–271.

33 Friedrich Schneider an Martin Spahn, 2. Dezember 1896; Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Spahn, N 1324/005.

34 Friedrich Schneider an Martin Spahn, 10. November 1897; Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Spahn, N 1324/005.

Verständigung mit Leuten bonae voluntatis der anderen Seite eher als mit den Backenschlägern und Rüpelern der eigenen.³⁵ Die konfessionelle Entspannung im Kaiserreich und die ökumenische Verständigung³⁶ waren also deutlich die Motive für Schneiders Geschichtsrevision, wobei er größere Objektivität auch von der evangelischen Seite verlangte: *Die Protestanten sehen eben in Luther (vielfach!) einen Heros, eine Empfindung, die ich selbst bei Convertiten fortlebend fand*³⁷.

Der durchaus katholisch-offensive Charakter von Schneiders Agenda nach 1890 wird noch deutlicher in seinem Verhältnis zu Joseph Sauer. Durch ihn setzte Schneider seinen eigenen ikonographischen Ansatz durch, also seine kunstwissenschaftliche Methode der Bestimmung und Deutung von Motiven in Werken der bildenden Kunst.³⁸ Als scholastisch gebildeter Theologe, Liturgiker, Kirchen- und Kunsthistoriker zugleich verfügte Schneider über interpretatorische Fähigkeiten, die er bei manchen profanhistorischen Kollegen vermisste. In seinem wegweisenden Artikel „Theologisches zu Raffael“, der 1896 im Mainzer Katholik erschien, zeigte er am Beispiel von Raffaels Disputa, dass auch Renaissance-Kunst ikonographisch nur mit soliden Kenntnissen der Scholastik, Mystik und Liturgie gedeutet werden kann. Als eigentliches Thema von Raffaels Disputa machte er dabei eine gut thomistische Diskussion um die Deutung der heiligen Eucharistie aus.³⁹ Diesen Standpunkt legte er im selben Jahr ebenfalls im Katholik noch einmal grundsätzlich in dem Beitrag „Zur Ikonographie des Mittelalters“ dar: „Die dogmatischen Voraussetzungen sind der eigentliche Angelpunkt der kirchlichen Ikonographie aller Zeiten und so auch des Mittelalters. Liturgie, Dogmatik und kirchliches Leben sind daher recht eigentlich die Grundpfeiler zur Erklärung der bilderreichen Kunst des Mittelalters, und wer zusieht, wird finden, dass der Faden dieser Überlieferung auch in der folgenden Zeit nicht abriß, sondern dass das in der Kirche unversiegt pulsierende Leben auch die Kunst aus diesem dreifachen Quell fort und fort speist.“⁴⁰ Hier wurde also die Aktualität und die wissenschaftliche Bedeutung der katholischen Theologie und ihrer Traditionsbestände akzentuiert. Joseph Sauer führte diesen Ansatz in seinem grund-

35 Friedrich Schneider an Martin Spahn, 20. August 1898; Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Spahn, N 1324/005.

36 Eine gewisse konfessionelle Irenik zeichnet sich bereits ab in Schneiders Bericht „Die Verwundeten von Aschaffenburg“. In: Rheinische Blätter für Unterhaltung und gemeinnütziges Wirken. Beiblatt zum Mainzer Abendblatt Nr. 192, 21. August 1866, S. 762–764: Neben dem Lob für die „von unseren weiblichen Orden“ wohlorganisierte Krankenpflege stand hier die Würdigung der christlichen Stimmung unter den Verwundeten, auch unter den Protestanten.

37 Friedrich Schneider an Martin Spahn, 20. August 1898; Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Spahn, N 1324/005.

38 ARNOLD, Sauer (wie Anm. 1), S. 253–265.

39 Theologisches zu Raffael. In: Der Katholik 76, I (1896) S. 33–56.

40 Zur Ikonographie des Mittelalters. Das Bild der Kirche und der Synagoge. In: Der Katholik 76, I (1896) S. 118–125, hier 119.

legenden Werk über die Symbolik des Kirchengebäudes dann weiter aus und setzte ihn wissenschaftsorganisatorisch im Freiburger Seminar für christliche Archäologie und Kunstgeschichte im 20. Jahrhundert durch. Die Offenheit Schneiders für seine Gegenwart zeigt sich auch darin, dass er seine ikonographischen Ansätze im Werk des großen bekehrten Décadent Joris Karl Huysmans wiedererkannte, in dessen Werk er eine mit Matthias Grünewald kongeniale Verbindung von extremstem Naturalismus und sublimsten Anwendungen der Mystik entdeckte.⁴¹

An dieser Stelle sei noch ein weiterer Punkt erwähnt, in dem Schneider vielen Katholiken seiner Zeit voraus war, das Verhältnis zum Judentum. Wenn auch ein antisemitischer Rassismus keinen Eingang in den deutschen Katholizismus finden konnte, so gab es in radikal-ultramontanen Kreisen doch eine kulturell-antikapitalistisch zugespitzte Judenfeindlichkeit, die einen vermeintlich überproportionalen jüdischen Einfluss in Presse, Kultur und vor allem Wirtschaft beseitigen wollte.⁴² Vor diesem Hintergrund ist es sehr bemerkenswert, dass Schneider 1904 einen Artikel über frühmittelalterliche Warenplomben schreiben konnte, in dem er aufgrund neuer archäologischer Funde ohne jeden falschen Zungenschlag die Bedeutung der mittelalterlichen jüdischen Kaufmannschaft würdigte. Er schenkte dem Mainzer städtischen Altertumsmuseum die Bleimarken und fügte an: „Sie sind daselbst nunmehr geborgen als redende Zeugnisse für die kosmopolitischen Beziehungen der jüdischen Großkaufleute in Mainz, die daselbst Welthandelsverkehr und umfangreichen Besitz vertraten“⁴³. Für den Kaufmannssohn Schneider gehörte das selbstverständlich zur Mainzer Stadtgeschichte dazu. Schneider hatte schon früher Angriffe aus der katholischen Presse erdulden müssen, weil er nicht nur in Zentrumsorganen, sondern auch in der in Anführungszeichen „jüdischen“ und liberalen Frankfurter Zeitung publiziert hatte (Das galt auch von dem Artikel über die Bleimarken). Dies beirrte ihn aber nicht. An Leopold Sonnemann, den Herausgeber der Frankfurter Zeitung, sandte er am 24. August 1906 diese Glückwünsche zum 50-jährigen Bestehen des Blattes: *Nebst den auf Jahre zurückreichenden persönlichen Beziehungen leitet mich dabei der Gedanke, dass die unentwegte freiheitliche Haltung der zum Weltblatt gewordenen*

41 Vgl. Friedrich SCHNEIDER, Matthias Grünewald und die Mystik (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1904, Nr. 234f), Sonderdruck Mainz 1905, S. 3.

42 Zum Stand der Diskussion vgl. Michael HOCHGESCHWENDER, Katholizismus und Antisemitismus. In: Karl-Joseph Hummel (Hg.), *Zeitgeschichtliche Katholizismusforschung. Tatsachen, Deutungen, Fragen. Eine Zwischenbilanz (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte Reihe B 100)*. Paderborn 2004, S. 31–48 (Lit.); Florian SCHULLER, Giuseppe VELTRI, Hubert WOLF (Hg.), *Katholizismus und Judentum. Gemeinsamkeiten und Verwerfungen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*. Regensburg 2005; Gisela FLECKENSTEIN, Christian SCHMIDTMANN, *Katholischer Antisemitismus im europäischen Vergleich. Die Generaldebatte der 14. Tagung des Schwerter Arbeitskreises Katholizismusforschung am 25. November 2000 in Dortmund*. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 49 (2001) S. 244–247.

43 Frühmittelalterliche Warenplomben aus dem Boden von Mainz (Frankfurter Zeitung Nr. 237, 26. August 1904). Sonderdruck Mainz 1904, S. 10.

*Zeitung nicht bloß mir allzeit persönlich sympathisch war und geblieben ist, sondern auch an der Erziehung zu ähnlich unabhängiger Gesinnung im weitesten Kreis einen hervorragenden Anteil hat.*⁴⁴

Mit seinem Programm einer Revision ultramontaner Geschichtsbilder und einer gleichzeitigen Offensive katholischer, aber kommunikationsfähiger Wissenschaft stand Schneider mitten in der reformkatholischen Bewegung, die zwischen 1895 und 1907 in Deutschland Furore machte⁴⁵. Wie Schneider waren auch die führenden Reformkatholiken wie Carl Muth, Albert Ehrhard, Franz Xaver Kraus und Herman Schell Post-Ultramontane, die aus dem Mainstream strenger Kirchlichkeit herauskamen und nun auf Öffnung drängten. Die Neuorientierung sollte durch eine stärker synodale Kirchenleitung, die Aktivierung der Laien, den Abschied von konfessioneller Polemik, den Ausstieg aus einem von der Gesamtgesellschaft abgeschlossenen katholischen Kultur- und Literaturbetrieb, eine moderne Klerusbildung, eine Reform der kirchlichen Bucharverbote und eine größere kirchliche Distanz zum politischen Katholizismus der Zentrumspartei bestimmt sein. Die Triebfeder für all diese Bestrebungen war die sogenannte katholische Inferiorität, die Untervertretung katholischer Eliten in allen gesellschaftlichen Bereichen. Auch der offizielle deutsche Katholizismus hatte dieses Problem erkannt, und Schneider bejubelte und unterstützte die Vorstöße des Parteiführers Georg von Hertling, der Görres-Gesellschaft und Zentrumspartei gleichermaßen auf einen neuen Kurs bringen wollte. Letztere hatte seit ca. 1895 auf Reichsebene einen nationaleren Kurs eingeschlagen, der Schneider durchaus zusagte. Allerdings blieben Reserven, die auch mit Schneiders Herkunft aus dem Mainzer Bürgertum zusammenhingen; insbesondere beäugte er misstrauisch den kirchenpolitisch gesehen rechten Zentrumsflügel, in dem schlesische Großgrundbesitzer wie Hans Georg Graf Oppersdorff⁴⁶ den Ton angaben. An Spahn schrieb er: *Den großen, wirklich staatsmännischen Zug in Hertling's Rede habe ich an sich begrüßt; nur ist mir bei dem Anlaß schwül. Die ganze Richtung der Centrums-Politik, insbesondere das Spanndienste-Leisten gegen die aristokratischen Agrarier ist mir sehr zuwider und läßt sehr übel in unserer entschieden freiheitlich gesinnten Bevölkerung.*⁴⁷ – [...] *wie ich überhaupt der Adelsvertretung im Centrum keine Zuneigung entgegenbringe. Meine Anschauungen sind ebenso warm deutsch, als entschieden freiheitlicher Art. Ich bin darin im Zusammenhang mit den breitesten Schichten unseres Volkes und halte angesichts der*

44 Friedrich Schneider an Leopold Sonnemann, 24. August 1906; Entwurf in der Sammlung Schneider, Martinus-Bibliothek Mainz.

45 Dazu Claus ARNOLD, Kleine Geschichte des Modernismus. Freiburg i. Br. 2007, S. 23–49 und 150f. (Lit.).

46 Über ihn Gunnar ANGER, Art. Oppersdorff. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 21, 2003, Sp. 1095–1112 (mit Lit. zum Zentrumsstreit). Im Internet: http://www.bautz.de/bbkl/o/oppersdorff_h_g.shtml

47 Friedrich Schneider an Martin Spahn, 27. März 1898; Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Spahn, N 1324/005.

*ganzen sozialen Lage unentwegt dazu! Im übrigen bin ich, wie Sie wissen, kein politischer Mann, wenn ich auch glaube, eine starke politische Überzeugung zu besitzen. Basta!*⁴⁸

Freiheit wurde für Schneider ab 1900 überhaupt zum persönlichen Schlüsselwort: In einer Fußnote zu seiner Würdigung von Domdekan Werner erinnerte er sich nun an das Dankamt für die Märzfreiheiten der Revolution von 1848, an dem er über fünfzig Jahre zuvor teilgenommen hatte: „Auffallend hatte sich gleich damals mir das oft wiederholte Wort ‚Freiheit‘ eingepägt, das bei dem sonoren Organ des Bischofs [Petrus Leopold Kaiser] den dichtgefüllten Dom durchhallte“⁴⁹. Den Hintergrund für dieses Freiheitsbedürfnis Schneiders bildete die zunehmende strengkirchliche Reaktion gegen den deutschen Reformkatholizismus unter Leo XIII., an die sich der gesamtkirchliche Anti-Modernismus unter Papst Pius X. anschloss. Das erste Fanal der Repression war die römische Zensurierung der Hauptwerke des Würzburger Reformtheologen Herman Schell Anfang 1899. Schneider mahnte seinen engeren Kreis dazu, angesichts dieses harten Schlages trotzdem die Ruhe zu bewahren und nicht öffentlich gegen die kirchliche Autorität zu demonstrieren: *Ich erlebe nunmehr innerhalb rund 50 Jahren zum 3. mal eine Prüfung der Kirche in Deutschland und sehe mit bitterem Weh unsagbare Nachtheile aus dem jüngsten Conflict auftauchen. Fällt doch die Entscheidung wie ein Raufrost auf die eben sich entwickelnde, junge Pflanzung im Sinne einer geeinigten nationalen Entwicklung des Katholischen Wesens in Deutschland!*⁵⁰ Die Anzeige Schells in Rom hatte ausgerechnet der Mainzer Bischof Haffner besorgt, der – wie Schneider maliziös kommentierte – *gerade hier einen Eifer und Neigung zum Handeln zeigt, die ihm sonst ganz fremd geworden sind*⁵¹. Aus Schneiders Briefen an Spahn ergibt sich übrigens auch die neue Erkenntnis, wer für Haffner die nach Rom übersandte Liste mit Irrtümern Schells⁵², zusammengestellt hatte. Es war der

48 Friedrich Schneider an Martin Spahn, 2. April 1898; Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Spahn, N 1324/005.

49 Domdekan Franz Werner, *der heil. Schrift und Weltweisheit Doktor [...]. Ein Gedenkblatt*. Mainz 1899, S. 33 (Fußnote). – Zu den von Schneider angesprochenen Märzereignissen im Mainzer Dom: Friedhelm JÜRGENSMEIER, *Das Bistum Mainz. Von der Römerzeit bis zum II. Vatikanischen Konzil* (= Beiträge zur Mainzer Kirchengeschichte 2). Frankfurt a. M. 21989, S. 284; Jonathan SPERBER, *Rhineland Radicals. The Democratic Movement and the Revolution of 1848–1849*, Princeton 1993, S. 151.

50 Friedrich Schneider an Martin Spahn, 28. Februar 1899; Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Spahn, N 1324/005.

51 Ebd.

52 Ebd.: *Aus Würzburg habe ich schon den ersten Reflex der erregten und gekränkten Stimmung vor mir. Dorten gibt man auch unserem Bischof Haffner Theil an der „Hetze“ gegen Schell. Gewiß ist, dass er schon seit einiger Jahren sich in gelegentlichen „Beckenschläge“ in dieser Richtung gefällt. Seltsam, dass er gerade hier einen Eifer und Neigung zum Handeln zeigt, die ihm sonst ganz fremd geworden sind. Wahrscheinlich hat sein jesuitischer Tischgenosse ihm das so lange in die Suppe gebrockt, bis die Wirkung davon erfolgte. Er wird wohl seinen Antheil an dieser Affaire nicht ganz unterdrücken können: wir werden sicher davon erfahren.* – Die Denunziation durch Haffner wurde freilich erst aufgrund

bekannte Jesuit Heinrich Pesch, der damals als Spiritual im Mainzer Seminar wirkte⁵³ und Haffners Tischgenosse war.

Schneiders letzte Lebensjahre waren vor diesem Hintergrund von Resignation über die kirchlichen Verhältnisse in Mainz unter den Bischöfen Brück und Kirstein und gleichzeitigen gesundheitlichen Problemen geprägt. Beim Lesen von Spahns Biographie zu Papst Leo XIII.⁵⁴ (Gioachino Pecci) blickte er nun auch kritisch auf seine eigene ultramontane Prägung in Mainz zurück: *Was Sie von dem „romantischen Idealismus“ mit dem Einschlag von französischen und belgischen Strömungen [...] sagen, steht meinen eigenen Erinnerungen und Erfahrungen so nahe, dass ich das Alles lebhaft vor mir erstehen sehe. Auch wie man dem Rettungsboot des Thomismus sich froh vertrauend hingab, habe ich selbst (passivisch!) miterlebt. Wie steuerten doch die Clemens, Heinrich, Moufang, in demselben Fahrwasser wie Pecci, wiewgleich die Verhältnisse in Deutschland äußerlich so ungleich waren. Sie sagen nun das ruhig und klar; – aber wo wären Dinge und Personen unseres Kreises so in's Licht gesetzt? Wie elend, traurig und sinnlos sind die Leute, wie Lennig, Ketteler, Heinrich, Moufang usw. zurecht gemacht! Hoffentlich wirkt ihr Pecci reflektierend, so dass es auch in der Geschichte der deutschen Kirche von 1840–1900 einmal Licht werde. Dann ist aber auch der Unsegen des französischen Devotionalismus und die nachteilige Verkoppelung mit französischem Kongregationswesen nicht zu übersehen. Da haben Lennig und Moufang sich arg vergriffen; Ketteler schmollte darüber, war aber bei seiner ungelenten und organisationsunfähigen Art nicht im Stande, Anderes und Besseres an die Stelle zu setzen. Gar die Übersetzungsfabriken franz. Devotionalien und die zeitweilig so starke Vorliebe für belgischen Klerikalismus! Ich schweife ab; doch wenn man das Jahrzehnte miterlebt hat und sieht, wie Alles unter den Händen zerbröckelt ist, reißt Einen die Erinnerung fort.*⁵⁵

Seine Unzufriedenheit mit der Lage brachte Schneider nicht nur in Privatbriefen, sondern 1903 auch in einem bisher der Forschung unbekanntem „Wort zur Lage im Katholischen Mainz“ zum Ausdruck, das er allerdings erst im Januar 1907 für seinen engeren Kreis vervielfältigen ließ.⁵⁶ Anlass war die Reichstagswahl im Juli 1903, bei der die katholische Zentrumspartei in Mainz eine verheerende Niederlage erlitten

der 1998 geöffneten römischen Akten deutlich: Karl HAUSBERGER, Herman Schell (1850–1906). Ein Theologenschicksal im Bannkreis der Modernismuskrisis (= Quellen und Studien zur neueren Theologiegeschichte 3). Regensburg 1999, S. 177–252; ebd., S. 461–478 Abdruck der Denunziation und der Mainzer Anklageschrift. – Pesch beschwerte sich später bei Kardinal Steinhilber, die Verurteilung Schells werde in Deutschland nicht ernst genommen; ebd. S. 279f.

53 Augustinerstraße 34 (wie Anm. 18), S. 275.

54 Zur Auseinandersetzung um Spahns Leo-Biographie: ARNOLD, Sauer (wie. Anm. 1), S. 155–166.

55 Friedrich Schneider an Martin Spahn, 13. Dezember 1904; Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Spahn, N 1324/005.

56 Ein Wort zur Lage im Katholischen Mainz. Geschrieben nach der Reichstagswahl im Juli 1903, für den engeren Kreis vervielfältigt im Januar 1907. Mainz, Dr. Friedr. Schneider. Typoskript mit eigenhändiger Unterschrift, 10 S.; Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Spahn, N 1324/005b.

hatte. Mainz, der historische Vorort des politischen deutschen Katholizismus, war gewissermaßen „gefallen“. Schneider bedauerte dies zwar, suchte aber auch nach den Gründen und sah die Chancen zur Erneuerung. Hören wir also Schneiders Diagnose. Sie wandte sich zunächst dem grundsätzlichen Punkt der Kommunikation im Mainzer Katholizismus zu:

Der Glaube musste eines Tages doch beseitigt werden, man halte es in Mainz, wie man eben wolle; es habe Niemand hinein zu reden, und wehe dem, der es wage, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Aus dieser Auffassungsweise hatte sich seit Jahren um das katholische Mainz eine Art von chinesischer Mauer gebildet, über die hinaus es keinen Verkehr gab. In der Enge der territorialen Grenzen liegt ohnehin die Gefahr der Isolation: sie wurde aber mit voller Absicht und mit bedauerlichem Erfolg geradezu gepflegt. Das Gefühl der Solidarität katholischer Interessen war, übrigens seit einer Reihe von Jahren, abständig geworden; anstatt es sorglich zu pflegen, wurde die niedergehende Pflanze förmlich erstickt. Die Folge war, dass zunächst die wichtigsten Vorkommnisse des kirchlichen und kirchenpolitischen Lebens überhaupt nicht vor die Öffentlichkeit kamen und durch den Mangel einer berechtigten, gesunden Kritik nicht auf ihre Korrektheit geprüft wurden, sondern trotz ihrer unleugbaren Fehlerhaftigkeit in ungesunder Deckung versumpften. Nunmehr ist der Bann gelöst: es ist der Beweis erbracht, dass Mainz für die weitere Öffentlichkeit existiert und erreichbar ist. Die Mauer ist durchbrochen und ein frischer Luftzug durchströmt die abgesperrten Verkehrswege des katholischen Lebens daselbst.⁵⁷

Schneider war dann der Ansicht, dass es mit einer Erneuerung der politischen Agenda nicht getan sei, und formulierte typisch reformkatholische Forderungen zur Klerusbildung:

Was unter dem Laien-Element nach der Seite der politischen Vertretung und in der Pflege gesellschaftlicher Anknüpfung zu geschehen hat, muß andererseits im engen Konnex mit den Faktoren des geistlichen Mainz in der Pflege religiöser und cultureller Aufgaben erstrebt werden. So z. B. haben die Vertreter der kirchenpolitischen Angelegenheiten doch auch das lebhafteste und berechtigte Interesse an der Heranbildung des Klerus. Rühmt man mit Recht, dass bereits im Jahr 1839 ein Abgeordneter des hessischen Landtages, der Mainzer Patrizier Kertell die Vereinigung der theologischen Fakultät Giessen mit dem Seminar zu Mainz beantragt und warm befürwortet hat, so darf es den Vertretern der katholischen Angelegenheiten auch heute nicht verwehrt sein, ihrerseits der Frage sich zu nähern, ob die in der äußeren Form nunmehr korrekten Einrichtungen zur Ausbildung des Klerus unter

⁵⁷ Ebd., S. 3.

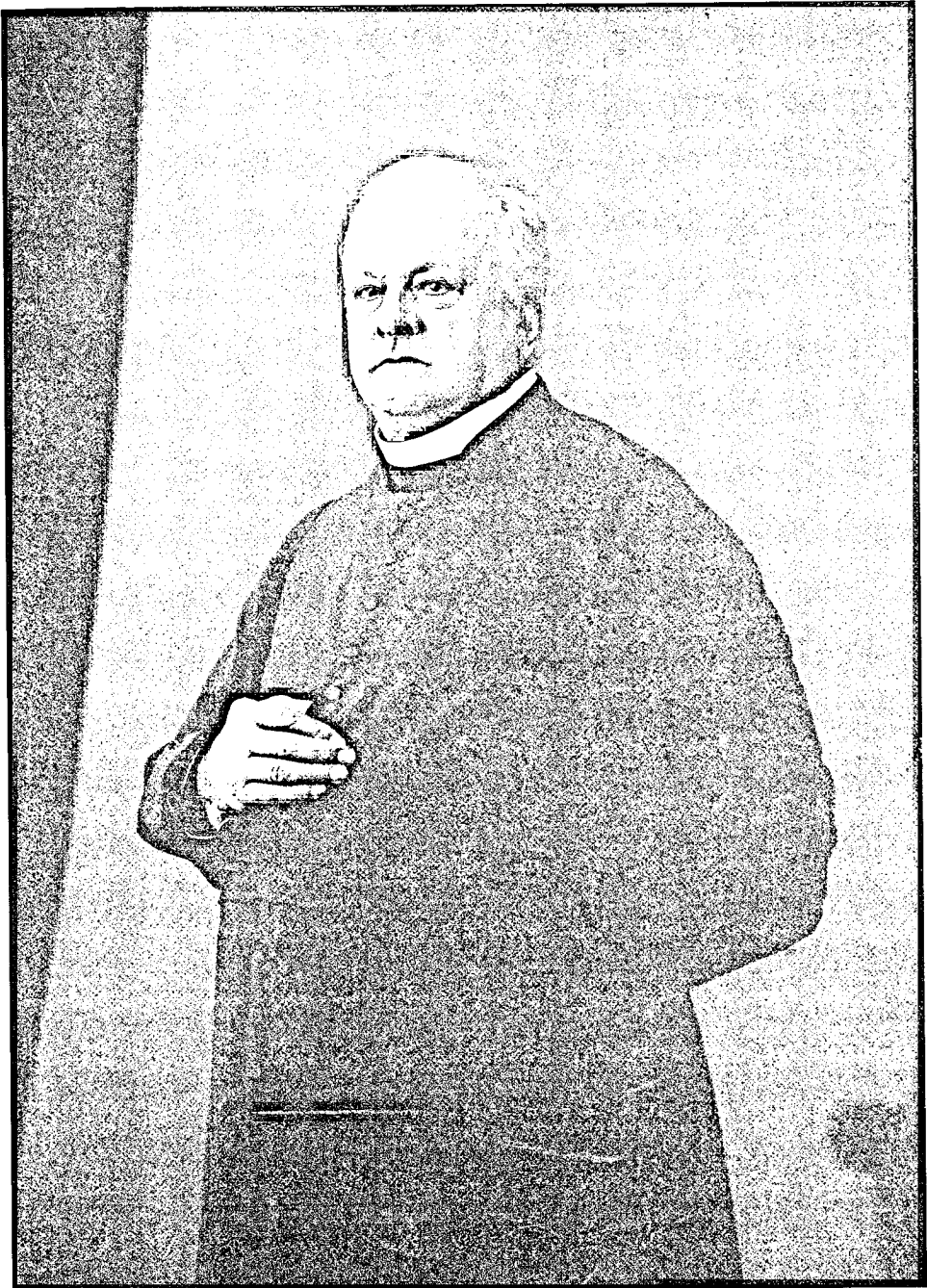


Abb 9: Altersskeptisch: Friedrich Schneider

den derzeitigen Verhältnissen den berechtigten Anforderungen entsprechen. Soll der Klerus mit den Gebildeten des katholischen Laienstandes ebenso, wie mit den weiten Volkskreisen in nutzbringende Berührung zu treten vermögen, so muß das Band des Verständnisses bereitet sein, um eine innige und fruchtbare Verknüpfung herzustellen. Wenn Laien sich dafür interessieren und auch ihre Stimme in dieser Richtung geltend machen, so ist das noch lange keine unberechtigte Einmischung in innerkirchliche Angelegenheiten. Wer zur Herde halten will, hat auch das Recht, nach den Eigenschaften des Hirten zu sehen. Der oberen Leitung aber kann es nur erwünscht sein, in der Frage der Hirtensorge Anregungen von Jenen zu erhalten, die mit den Bedingungen der Religion im öffentlichen wie im häuslichen Leben näher vertraut sind, als die fernstehende Leitung.

Die Wissenschaftliche Betätigung aus dem Kreis der theologischen Lehranstalt ist längst recht selten geworden. [...] Die Stellung wissenschaftlicher Preisaufgaben am Seminar vollzieht sich, wenn sie nicht zeitweise aussetzte – in wenig fruchtbarer Weise. Wissenschaftliche Bestrebungen seitens junger Theologen sind kaum gern gesehen; wofern Weiterbildung an kathol. Fakultäten im Universitätsstudium erstrebt ward, machte sich direkter Widerstand seitens der kirchlichen Behörde geltend. Im Zusammenhang damit haben in ihrer Lebensführung tadellose, begabte Kandidaten des Priestertums sich gezwungen gesehen, ihre Heimatdiözese aufzugeben und das Brot der Fremde zu essen. Von einer Betätigung wissenschaftlicher Bestrebungen im Klerus kann darum heute kaum die Rede sein. Ausnahmen bestätigen nur die Regel und bezeugen höchstens, wie es an jeder Förderung, ja nur Beachtung fehlt, im Gegenteil solchen Absichten Hindernisse in den Weg gelegt werden, daher auch der völlige Mangel an Pflege von Diözesan-Geschichte; ältere, noch immer rüstige Arbeiter auf diesem Gebiet stehen isoliert [hier denkt Schneider an seinen Freund Franz Falk] und sind ohne Nachwuchs. Daneben bleiben die bibliothekarischen und archivatischen Bestände, über die das Bistum, insbesondere das Seminar verfügt, kaum genügend gepflegt. Die Erblasser großer wertvoller Büchersammlungen an das Seminar⁵⁸ würden sich wundern, ihre dahin gegebenen Schätze so ungenützt, ja unbenützt dort zu sehen⁵⁹.

Schneiders Anmerkungen zur Situation im Seminar gemahnen schon an die Lebenserinnerungen von Romano Guardini, der wenige Jahre später ähnliche Empfindungen an den Tag legte⁶⁰. Von der Klerusbildung schwenkte Schneider dann zum Thema

58 Dazu Helmut HINKEL (Hg.), Goethekult und katholische Romantik: Fritz Schlosser (1780–1861) (= Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz 2001/2002). Mainz 2002. – Zugleich ein Beleg für die Veränderung der Situation in der Bibliothek.

59 Zur Lage im katholischen Mainz (wie Anm. 56), S. 5–7.

60 Vgl. Romano GUARDINI, Berichte über mein Leben. Autobiographische Aufzeichnungen. Aus dem Nachlaß hg. von Franz HENRICH (= Schriften der Katholischen Akademie in Bayern 116). Düsseldorf⁴1985.

der Inferiorität über und beklagte die kulturelle Mindervertretung der Mainzer Katholiken im Allgemeinen:

Wie aber der Klerus, so stehen auch die gebildeten Katholiken den Bestrebungen auf dem Gebiet der Literatur, der schönen Künste und den auf die Pflege von Geschichte und Altertum gerichteten Gesellschaften derart fern, dass ihre Nichtvertretung in der Leistung aller diese Vereinigungen nur zu sehr begründet ist: man überlässt stumpf die Pflege aller hier sich concentrierenden geistlichen Interessen denen, die sich als geborene Führer der Intelligenz zu beachten gewohnt sind. Dabei treten diese Gruppen mit nicht zu verkennender Rührigkeit in die hier vorliegenden Aufgaben ein und verdienen auch häufig die Auszeichnung, die ihnen in der Leitung solcher gemeinnützigen erwächst. Nehme, wer der örtlichen Verhältnisse kundig ist, das Adressbuch von Mainz zur Hand und prüfe alle hier in Betracht kommenden Institutionen auf die Vertretung der katholischen Bevölkerung. Wo Katholiken in der Minorität sind, wird es durchweg besser sein, als hier, wo doch die Katholiken noch immer eine so erhebliche Majorität bilden.⁶¹

Als Folge dieser Situation sei beim Festzugsprogramm zum Gutenbergfest 1900 erst in letzter Minute noch unter Aufwendung aller Mittel eine konfessionell paritätische Lösung erreicht worden. Die tieferen Ursachen für die mangelnde kulturelle Repräsentanz der Mainzer Katholiken suchte Schneider aber in der Vergangenheit:

Wenn heute die Katholiken von Mainz in der Vertretung geistiger Interessen innerhalb des weiteren Kreises gänzlich fehlen, so datiert übrigens diese beklagenswerte Erscheinung nicht erst seit gestern, sie besteht schon lange Zeit und geht auf gewiss fünfzig Jahre zurück. Betrachtet man die Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse, von Mainz, so ist nicht zu verkennen, dass unter Bischof von Ketteler sich eine Scheidung vollzog, die vielleicht unter manchem Gesichtspunkt für den Augenblick gerechtfertigt erschien. Galt es doch gegen Verwaschenheit Front zu machen; gleichzeitig musste aber auf die Befestigung des gesellschaftlich wertvollen Inventarbestandes Bedacht genommen werden. Bischof von Ketteler hatte, neben seinen wahrhaft apostolischen Eigenschaften, nicht die Gabe, in die Eigenart der Mainzer Bevölkerung einzudringen; er blieb dem Volkscharakter fremd und ließ sich in einzelnen Fällen von Übereifer und Missstimmung in verhängnisvoller Weise fortreißen. So vollzog sich das Missgeschick. Die Kluft ward immer größer, und wenn Bischof von Ketteler in den späten Tagen seines 27jährigen Episkopats bedauerte, mit der Bevölkerung von Mainz in ihrer geistigen und gesellschaftlichen Vertretung ohne Fühlung zu sein, so war es, nach seiner eigenen verbürgten Äußerung zu spät: „Jetzt kann ich es nicht mehr“, sagte er bei seinem 25jährigen

⁶¹ Zur Lage im katholischen Mainz (wie Anm. 56), S. 7.

Bischofs-Jubiläum. Übrigens bedarfes der Berichtigung, als ob Bischof von Ketteler es sicher verstanden habe, je nach Erfordernis sich mit einem Stab tüchtiger Kräfte aus dem Laienkreise zu umgeben. Der Stab aus dem Laienkreise war tatsächlich da; aber er war selbständig dem Mainzer Boden entwachsen: er gruppierte sich um den Bischof und sah zu ihm als Mittelpunkt und Vorkämpfer hinauf; aber der Kreis war nicht seine Schöpfung, Bischof von Ketteler war, bei all' seinen großen Eigenschaften, weder Menschenkenner, noch Organisator. Mainz bot ihm vielfach die Elemente, die als Stufen zu der Entfaltung seiner ungewöhnlichen Gaben geeignet waren: Ketteler bedurfte erst eines solchen Unterbaues, um in seiner ganzen Größe zu erscheinen. An sich war er einsam und wurde es mehr und mehr. [...] Der Klerus von Mainz verlor in der Folge aus seinen Reihen jene Glieder, die in der vorbezeichneten Richtung als Mittelglieder dienten: die Tradition brach schließlich auch in diesem Kreis völlig ab.⁶²

Schneider sprach hier aus eigener Beobachtung; ob damit eine gültige Beschreibung der historischen Entwicklung gegeben ist, kann hier dahingestellt werden, denn es geht primär um die Entwicklung Schneiders, die offenkundig von Desillusionierung geprägt war. Sein Schlusswort galt der Zentrumsparterie selber, die er im Stile der Franz Xaver Kraus'schen Unterscheidung von religiösem und politischem Katholizismus in Frage stellte:

Die Partei hat das katholische Mainz kleiner, sehr klein gemacht, leider zum Schaden des Zusammenhangs mit der Religion selbst. Politisch mag die Parteigründung gefordert sein: unter religiösem Gesichtspunkt hat sie zur Abspaltung vom großen Baum der kirchlichen Gemeinsamkeit geführt und eine Scheidung erzeugt, die beiden Teilen zum Nachteil geworden ist.⁶³

Dies waren, wie gesagt, Sätze, die damals für einen kleinen engeren Kreis niedergelegt wurden, aber wohl doch auch der Nachwelt zgedacht waren. Insofern gehören sie auch zum Gedächtnis an Friedrich Schneider. Viele seiner Forderungen sind heute freilich selbstverständlich geworden und zumal in der Klerusbildung, aber auch in der gesellschaftlichen Positionierung des deutschen Katholizismus vollzogen.

Schluss

Vielleicht ist dieser erste Blick auf das Leben Friedrich Schneiders problemträchtiger ausgefallen als erwartet. Das ist aber dem Thema und den historischen Quellen

⁶² Ebd., S. 7–9.

⁶³ Ebd., S. 9.

geschuldet. Hundert Jahre nach dem Tod Friedrich Schneiders können auch die katholizismusgeschichtlichen Konfliktlagen, die sein Leben prägten, offen benannt werden, und die Spannungen, die er damals nur in einem engeren Kreis kommunizieren konnte, frei besprochen werden. Schneider machte einen durchaus schmerzhaften Prozess der Relativierung seiner ultramontanen Prägung durch und brachte sich diesen selbst zu Bewusstsein. Nur vor diesem Hintergrund erschließt sich wirklich die ganze große Lebensleistung, die Schneider für Kunst und Denkmalpflege, und insbesondere für seine Heimatstadt und seine Kirche erbracht hat. Sein ernsthafter Versuch, Kirchlichkeit und Wissenschaftlichkeit zu verbinden, hat ein Œuvre hervorgebracht, das noch heute beeindruckt, das die Ecclesia Moguntina ehrt und das sich in den Beiträgen des vorliegenden Bandes in seiner ganzen Breite erschließt.



Abb. 10-13:
*Déjeuner aus dem Besitz
 Friedrich Schneiders mit Mainzer Mo-
 tiven, vermutlich ein Geschenk
 von Kaiserin Friedrich*

